Künstlerische Schmuckgegenstände

Autor(en): **Goldluft, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575502

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

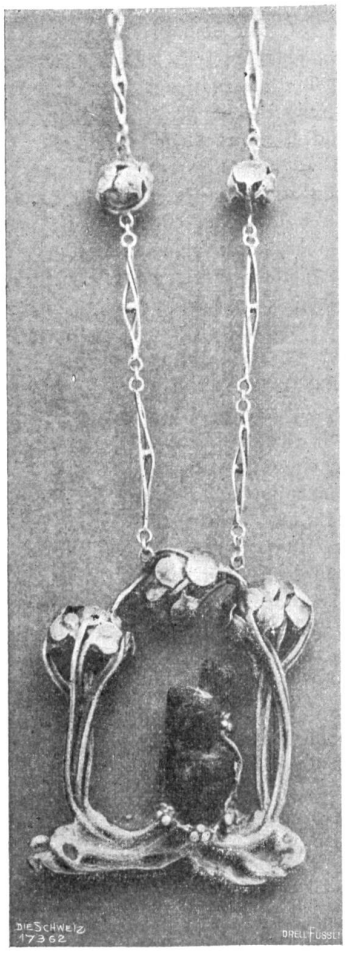
http://www.e-periodica.ch

Künstlerische Schmuckgegenstände.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit drei Abbildungen.

So alt wie die Geschichte des Menschengeschlechts ist auch die der künstlerischen Betätigung. Wo immer sich Spuren unserer Vorfahren finden, aus Zeiten, die Jahrtausende hinter uns liegen, soweit zurück, daß die Altersbestimmung um Jahrtausende selbst schwankt, findet man auch, fast ausnahmslos, Belege dafür, daß damals bereits der Mensch das Bestreben hatte, die Gegenstände seiner Umgebung zeichnerisch wiederzugeben, und zwar nicht als nackte Tatsachen, sondern umhüllt vom Gewande seiner Phantasie. Die schöpferische Natur hat etwas von ihrer eigenen, ewigen Urkraft tief in die menschliche Seele gesenkt, diese selbst ist ja nichts anderes als ein Teil dieser Kraft; nur so ist es erklärlich, daß die Fähigkeit und das Streben zu formen sich schon zu Zeiten zeigte, da die menschliche Kultur, gemessen am Niveau der Gegenwart, noch sehr tief stand. Auf Renntierknochen, die durch Aeonen im Schoß von Mutter Erde gelegen haben müssen, weit länger, als die biblische Rechnung angibt, finden sich Zeichnungen der damaligen Tierwelt, die bekunden, daß die Künstler jener Epoche schon aus einer „Schule" hervorgegangen sein müssen: die Uranfänge müssen also aus noch ältern Epochen stammen. Eine ausgesprochen dekorative Ausschmückung jener alten künstlerischen Dokumente liefert den Beweis, daß der Mensch auch damals schon das Streben nach der Verzierung seiner Schaffungsprodukte hatte. Ueberspringt man die langen Zeiträume, deren Anfänge sich im Dunkel der Vergangenheit verlieren, tritt man durch die Pforte der menschlichen Geschichte in die Jahrtausende ein, die uns, zum Teil auch noch sagenhaft, doch schon ein klareres Bild der Entwicklung zeigen, so begegnen wir einer solchen Fülle formvollendeter Kunstgegenstände, daß wir den seitherigen Fortschritt kaum noch belangreich nennen können. Unsere Museen sind voll solcher Objekte, aus der Steinzeit, der Bronzezeit und Eisenzeit, und alle weisen darauf hin, daß der künstlerische Trieb fast immer nach Schönheit und Harmonie strebte. Aber auch die Karikatur stand damals schon in hoher Blüte; der Unterschied zwischen einst und jetzt ist fast allein bedingt durch eine Vervollkommnung der Ausdrucksmittel, durch den technischen Fortschritt.



Anhänger in Silber mit ungeschliffenem Smaragd in Form einer Burg, entworfen und ausgeführt von Edgar Simpson, La Tour-de-Peilz.

Damals hatte auch alles Geschaffene einen persönlichen Charakter. Zu einer Zeit, da es noch keine fabrikatorische Herstellung von Schmuckgegenständen gab, war jeder Zierat der persönliche Ausdruck des Künstlers und stand in inniger Beziehung zum Träger. Dieses schöne und gerechte Prinzip scheint verloren gegangen zu sein, ich sage: scheint; denn erfreulicherweise macht sich nach den sonderbaren Kämpfen, die namentlich das Kunstgewerbe um die letzte Jahrhundertwende bewegten, in der Gegenwart eine Umkehr geltend: man sieht allenthalben das Verlangen, Gegenstand und Besitzer in nähern Kontakt zu bringen, man begegnet wieder einem auffallenden Zuge nach Harmonie zwischen dem Geschmacke und den Verhältnissen des Käufers und des Objektes.

Dies ist das Verdienst der Presse. Kunstzeitschriften, in denen die angesehensten Autoren, durchaus Berufene, das für unsere modernen Anschauungen so bedeutende Thema behandeln, gibt es heute in reicher Zahl. Aber selbst jedes Familienjournal hat eine Rubrik eröffnet, und wo diese nicht namentlich hervortritt, begegnet man dem verfeinerten Empfinden auf manchem Blatte in Wort und Bild. Unbewußt fast hat sich eine Wandlung vollzogen, die unserer heutigen Kultur ihr deutliches Signum aufgedrückt hat. Es zeigt sich nicht nur im Großen, sondern ist überall zu finden. Die kleinen Ziergegenstände des persönlichen Schmuckes tragen so deutlich das Zeichen unserer Zeit wie die Ausstattung unserer Räume; Form und Farbe unserer Bucheinbände, der Beleuchtungskörper, kurz alles, was uns im täglichen Gebrauch dient, steht im Zeichen der Sezession; aber es hat nicht mehr die fragwürdige Lineatur der Versuchszeit, die vor rund zwanzig Jahren einsetzte, sondern zumeist die wohlgefügte Linie einer ausgereiften Schule.

Vergleicht man die edeln, sich unserm Auge so einschmeichelnden Produkte feiner Goldschmiedekunst mit den Gegenständen des Fabrikationsgeschmackes, dessen rasche Ausbreitung wir erlebten, so tritt der Gegensatz mit überraschender Deutlichkeit hervor. Auch diese kleinsten Gebilde der plastischen Kunst müssen einheitlich sein, wenn sie dem Auge einen Ruhepunkt gewähren sollen. Es ist hiebei weit weniger die Wahl des Metalles oder der Ziersteine maßgebend als vielmehr das geschlossene Bild des Ganzen. Farbe und Form der Steine müssen sorgfältig gegeneinander abgewogen werden und mit den Fassungen in allem harmonieren, wenn ein Kunstgegenstand als solcher wirken und namentlich wenn er der Trägerin angepaßt sein soll. Ein paar unförmlich große Brillanten, und mögen sie noch so wertvoll sein, werden, besonders in protziger Fassung, in den Ohren oder an den Händen einer kleinern Person wohl immer so wirken, daß ein parvenümäßiger Eindruck erweckt wird. Was einer stattlichen Erscheinnng wohl ansteht, kann bei einer andern Trägerin lächerlich, ja verletzend aussehen; als Anhänger, also auf breiterem Grunde getragen, kann der gleiche Gegenstand, umsomehr, wenn auch der Schnitt und die Farbe der Toilette gut gewählt ist, zu schönster Geltung kommen. Bei der Wahl eines solchen Gegenstandes ist daher, sofern die Trägerin Geschmack hat, nicht allein auf das Objekt Bedacht zu nehmen, sondern auch auf seine Gesamtwirkung mit der betreffenden Persönlichkeit. Besonders trifft dies bei Geschenkstücken zu, die doch in erster Linie den Beschenkten Freude machen sollen und nicht als eine Quittung für ein ausgeglichenes Pflichtbedürfnis gelten dürfen. In solchen Fällen ist es Sache des Taktes, bei der Wahl nicht die eigene Vorliebe, sondern die Rücksicht auf die Person, der die Gabe bestimmt ist, zur Richtschnur zu nehmen.

Einige diesem Aufsatz beigegebene Bilder sollen das Gesagte ein wenig illustrieren. Die Originale sind in Altsilber angefertigt, und zwar stammen die Entwürfe und die Ausführung von demselben Künstler, einem in La Tour-de-Peilz ansässigen englischen Meister der Goldschmiedekunst, Herrn Edgar Simpson, der grundsätzlich nur seine eigenen Ideen zur Ausführung bringt. Dadurch ist er in der Lage, während der Arbeit mit dem Werden des Kunstwerkes seine Gedanken zu

Anhänger in Silber mit Opal, entworfen und ausgeführt von Edgar Simpson, La Tour-de-Peilz.

modifizieren, sodaß das fertige Stück ein Einheitliches bildet, dem keinerlei Zwang anhaftet. Der Anhänger mit den drei Bäumen, ein feines Vollrelief, ist um einen Smaragd, wie er gefunden wurde, gearbeitet. Der Stein, einer alten Burg nicht unähnlich, in seinem ursprünglichen Zustand belassen und so von einer Patina gewissermaßen überhaucht, stellt in seiner Umrahmung ein Stückchen Landschaft dar, und man kann sich wohl vorstellen, welche Freude ein solches Juwel der Besitzerin eines alten Schlosses machen muß. Wäre der Stein geschliffen worden, so hätte er wohl an Feuer und an Geldeswert gewonnen, an Kunstwert hätte er sicherlich verloren. Es mag manchem nichtig erscheinen, über derlei im Leben schließlich nur eine Luxusrolle spielende Gegenstände zu schreiben und Wert und Unwert eines Bijous einer Analyse zu unterziehen. Steht man aber auf einem solchen oberflächlichen Standpunkt, dann unterschätzt man eben die feine Verzweigung unserer Kultur und ist blind gegen die Gebote der Aesthetik. Dann mißt man auch den zahllosen Produkten aller Kunstgattungen nicht den hohen Wert bei, der ihnen als Entwicklungsfaktoren des menschlichen Geschlechtes zukommt, und landet schließlich bei der Anschauung, daß die Beschaffung der Leibesbedürfnisse das allein Notwendige sei. Würde jeder so denken, dann gäbe es keine Vervollkommnung, dann wären wir wohl immer auf dem primitiven Standpunkte unserer Vorfahren stehen geblieben, und all das Hehre und Schöne, das in unser heutiges Leben eingreift, das uns entzückt und erhebt, es läge in Nacht verborgen.

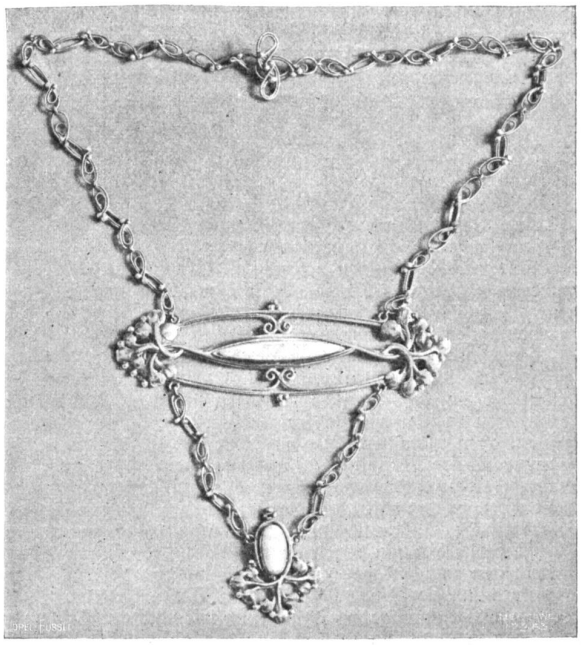
Rudolf Goldlust, Zürich.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Die Dichterpersönlichkeit, der wir unsere heutige Betrachtung widmen, zeichnet sich vor allen Dingen durch eine sehr festgefügte und selbstbewußte Eigenart, ein durchaus individuelles Gepräge ihrer lyrischen Schöpfungen aus. Bei Emil Bürgi, der uns in dem Bande „Gedichte"*) seine Erstlingsliederernte bietet, finden wir wenig Althergebrachtes und Abgeleiertes, dafür umsomehr kräftige und frisch-kühne Weisen, neue Töne, originelle Farben. Auch Bürgi können wir, insofern er als Poet nicht mitten unter der großen Heerschar der übrigen Sänger schreitet und seine besondern, etwas abseits von der Heerstraße liegenden Wege zu gehen liebt, als eine künstlerische Aristokratennatur in Anspruch nehmen, die freilich ein ganz anderes, in vielem feineres und weniger aufdringlich verletzendes Gebaren an sich hat, als es die Aristokratenlieder einer Meta von Salis-Marschlins des öftern im Uebermaße aufweisen. Bürgi ist nebenbei Forscher und Denker; Naturkunde, Theosophie, Weltweisheit und Lebensanschauungsprobleme sind seinen Dichtungen zu Paten gestanden und haben ihre Einflüsse in mancher Hinsicht, inhaltlich wie in der bildhaften Ausdrucksweise der Gedanken geltend gemacht. Dieser Umstand ist für das eigentlich Liedhafte in Bürgis Poesien nicht immer ein Vorteil gewesen: er hat es wohl vertieft und bereichert, aber auch beschwert und beschränkt; so wirkt denn manches der Gedichte etwas unfrei, gezwungen, eigenwillig und gesucht in Formgebung oder Inhalt. Doch diese notwendigen Aussetzungen bedeuten wenig im Verhältnis zu dem erfreulich Erfrischenden und wohltuend Persönlich-Eigenartigen, was uns in diesen Dichtungen geschenkt worden ist. Jede starke, sich durchsetzende Natur geht ja auf allen Gebieten künstlerischer Betätigung ihre eigenen Wege, meist auch mit bewußter Absichtlichkeit gerade diese wählend, und wir müssen und sollen sie gelten und gewähren lassen, sobald nur ihr Streben ein berechtigtes, ihr Geben ein ehrliches, ihr Wollen ein anerkennenswertes und zielhaftes ist. So dürfen auch Bürgis Gedichte, deren Einzelheiten bald erfreuen, bald enttäuschen, deren Gesamteindruck aber ein durchaus tüchtiger und würdiger ist, freie Bahn zum Ausflug beanspruchen und sollen ohne beschränktes Vorurteil gelesen und genossen, gelobt und getadelt werden. Jedenfalls hat der neu auftauchende Berner Poet im Sängerwettstreit unserer vaterländischen Dichter bald ein gewichtiges Wort mitzusprechen, das gehört und beachtet zu werden verdient. Bürgis Lieder sind unter den Stichworten „Welt und Leben",

*) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, 1908.



Anhänger in Silber mit Opalen, entworfen und ausgeführt von Edgar Simpson, La Tour-de-Peilz.